Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 48

Artikel: Wohin gehört Elsass-Lothringen?

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

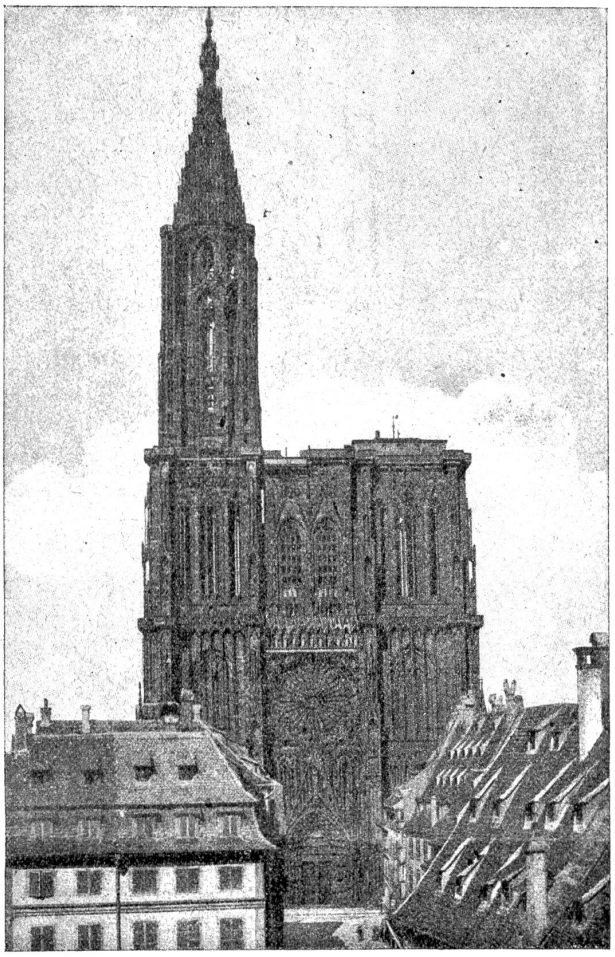
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

an den Sonntagnachmittagen bei ihm, der Pfarrer kam und plauderte mit Martin über Bücher und Kunst und Musik und an manchen Abenden brachte er seine Violine mit. Martin zum Singen zu bringen, gelang ihm aber nicht. Man erleichterte Martin sein Los auch sonst auf jede Weise. Er hatte in der Zelle bleiben dürfen, in die er als Untersuchungsgefangener geführt worden war. Dadurch blieb er, wenn auch nur mit den Augen, mit den Menschen unten verbunden.

Ein zweiter Tisch stand in der Zelle mit allem, was zum Schreiben nötig war. Er schrieb Briefe, nur kurze Zettel, denn es hielt ihn eine starke Scheu zurück, in der alten Weise mit denen zu reden, die er lieb gehabt. Von allen Seiten kamen Geschenke, Blumen und Briefe. Sein Fall war eine „Sensation". Das merkte er an der Art der Geschenke und an den Gebern. Er kam sich wie ein Schaustück vor und es war ihm doch so bitter ernst gewesen. Er hatte seine Tat aus der allernotwendigsten Not heraus getan. Die Briefe las er kaum und die Süßigkeiten verschenkte er an die Kinder des Direktors und des Pfarrers.

Er blieb lange Zeit unruhig und bedrückt. Stundenlang, tagelang ging er in seiner Zelle hin und her. Er hatte zu lesen versucht und hatte sich in verschiedenen Fächern auszubilden begonnen. Aber es wollte immer noch nicht stille werden in ihm. Das Chaos seiner Gefühle, dem er hilflos preisgegeben war, die alte Liebe, die Verachtung, die Trauer und auch die Sorge um Lis, die er nicht lassen konnte, quälten ihn. Wo mochte sie sein? War sie glücklich? War sie eingegangen in das Paradies, das sie erträumt oder schon wieder daraus vertrieben worden? Es kam ihm keine Antwort. Die Neugierigen, die an den Besuchstagen kamen und die ihn, ohne ihn zu kennen, besuchen wollten, wies er zurück. Seine Nächsten, Vater und Pflegemutter, konnten ihm nicht antworten, denn sie wußten nichts von Lis. Aber Mutter Marei sprach mit roten Augen von ihr und hatte schneeweißes Haar bekommen, denn es war keine Kleinigkeit für sie, den Dorfweibern gestehen zu müssen, wohin sich ihr Kind verirrt. Und Vater Stefan schlug mit der Faust auf den Tisch, wenn er an seine Schwiegertochter dachte, sagte aber nichts, um Martin nicht zu verletzen. Sie waren beide bald gekommen und hatten Körbe voll heimatlicher Gaben mitgebracht. Martin hatte sie aber gebeten, den weiten Weg nicht zum zweitenmal zu machen. Ueber Martins Tat hatten sie nicht geredet und keine Fragen gestellt. Weinend hatte die alte Frau ihn angefleht, ihr als der Mutter Lis' nicht zu zürnen, und Vater Stefan hatte grimmig dazu gelacht.



Das Strassburger Münster.

Sorella aber und Hate waren noch nicht dagewesen. Sie schrieben, daß sie warten wollten, bis Martin sie riefe. In zartestem Mitgefühl wollten sie ihn sich erholen lassen von allen den Eindrücken, die ihn gejagt und gedemütigt hatten. Es sollte in ihm ruhig werden, damit er vom Boden eines neuen Lebensabschnittes aus ihnen begegnen könne. Es dauerte lange, bis Sorella zu Hate sagen konnte: Er bittet mich, zu kommen. Sie reisten sogleich.

(Schluß folgt.)

Wohin gehört Elsaß-Lothringen?

Es steht einem Neutralen nicht an, diese Frage beantworten zu wollen. Einmal fehlt ihm dazu die nötige Kompetenz, da in dieser Angelegenheit das Fühlen der Betroffenen beredt mitspricht, ja in gewisser Hinsicht ausschlaggebend ist. Man könnte den Streithandel um Elsaß-Lothringen vergleichen mit dem Streit zweier Rivalen um das geliebte Mädchen. Ein Dritter kann da unmöglich urteilen, wer recht hat; maßgebend erscheint auch nicht der Umstand, daß der eine von den Streitenden seine Bekanntschaft und Liebe weiter zurückdatieren kann als der andere; nein, wenn der Vergleich stimmt, kann nicht einmal die Partei mit den „bessern Gründen" behaupten: mir gehört Elsaß-Lothringen zu, sondern hat einzig und allein die umworbene Braut, haben die beiden Provinzen das Recht, über ihre Zugehörigkeit zu entscheiden. „Wenn der Vergleich stimmt." Leider — wir sagen „leider" als Demokraten, die wir am Staatsprinzip festhalten, daß jedes Volk über seine Staatsform selbst entscheiden soll — leider sind die Kriegführenden noch nicht auf diesem Standpunkte angelangt, weder die Ententestaaten, noch die Zentralmächte. Was uns Fernerstehenden als das einzig Vernünftige erscheint, dazu werden die kriegführenden Parteien, weil in ihrer ganzen Denkweise von

Engweiler im Elsass: Am Sonntag auf der Dorfstrasse.

der Kriegsmentalität beherrscht, erst nach erbitterten Kämpfen kommen, dann, wenn ihre Kräfte erschöpft und der Weg der Verständigung der einzige sein wird, der nicht in den Abgrund der Selbstvernichtung führt.

Es liegt eine fürchterliche Tragik auf diesem Krieg: er kann nicht mit sich fertig werden. Einem Riesenuhrwerk gleich, dem die Hemmfeder gesprungen, schnurrt er ab, die Monate und Jahre verschlingend, wie wenn alles Unrecht, das seit Jahrhunderten durch menschliche Gewalttat in die Welt gesetzt wurde, wieder aufgerollt werden müßte. Wenn heute die Franzosen meinen, das Unrecht von 1870/71 müsse gesühnt werden, so werden morgen die Deutschen Rache schreien für Jena und Auerstädt. Wenn diese heute die Ruine der Reimser Kathedrale rechtfertigen mit der Ruine des Heidelberger Schlosses, so könnten jene in hundertundfünfzig Jahren im Hinblick auf ihre Tausende von den „deutschen Barbaren" zerstörten Dörfer und Städte mit Genugtuung ganz Deutschland zu einer Wüste niederbrennen. Nein, nie und nimmer mehr darf die retrospektive Geschichtsbetrachtung die Begründung für neues Unrecht bilden. Und Unrecht ist jede gewaltsame Lösung einer Völkerfrage. Ein tausendfaches Wehe! den Schuldigen, die den Krieg als einzig mögliche Lösung für die Gegenwartsprobleme gepriesen und ihn mit gotteslästerlichem Mute entfacht haben! Aber wehe auch den Regierungen, die ihn durch neue Zielsetzungen verlängern! Sie laden eine fürchterliche Verantwortung auf ihre Schultern. Und so wahr eine sittliche Macht die Weltgeschichte lenkt, so wahr werden sie dafür vor dem Richterstuhl der Geschichte, wenn nicht schon vor dem der erwachten Völker Rechenschaft ablegen müssen.

Von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt, muß man es tief bedauern, daß die elsaß-lothringische Frage wieder aus dem Schutt der Kriegsgeschichte emporgewühlt wurde. Sie ist in ihren Gründen durchaus nicht so spruchreif, wie die Regierungen sie beidseitig ihren Völkern darzustellen belieben, um sie zur höchsten Haß- und Wutleistung anzuspornen. Den Eindruck wenigstens erhält der Unbefangene, der die Gründe nach beiden Seiten hin prüft.

Eine reiche Literatur über diese Streitfrage steht ihm da zur Verfügung.*)

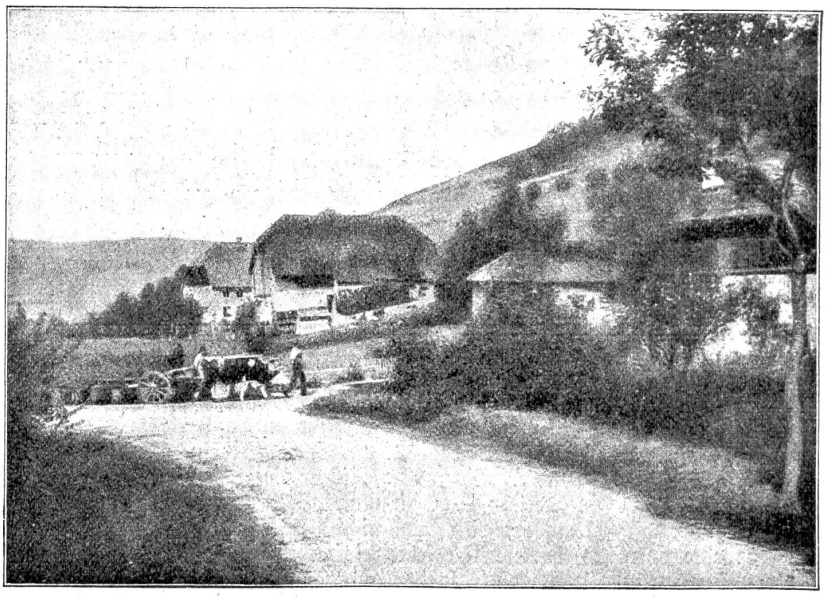
Die Prüfung der beiden Ansichten führt, ganz kurz zusammengefaßt, zu folgendem Resultat:

1. Sprachlich gehört Elsaß-Lothringen zu Deutschland; denn nur ein verschwindend kleiner Teil seiner Bevölkerung, ungefähr 5 Prozent, spricht das Französisch als Muttersprache. Natürlich war das vor 1870 anders; durch Auswanderung nach Frankreich hat die französisch sprechende Bevölkerung stets abgenommen und die Zuwanderung aus Groß-Deutschland hat das deutsche Element entsprechend verstärkt.

2. Die ethnographische und historische Betrachtung ergibt wiederum, daß die Deutschen im Recht sind, wenn sie die beiden Provinzen für sich beanspruchen. Seit ihrer Besiedelung durch Alemannen (Elsaß) und Franken (Lothringen) ist ihre Geschichte eng mit der deutschen verbunden. Sie gehörten dem Deutschen Reiche an bis zum Jahre 1648. Der Westphälische Friede brachte sie unter die Oberherrschaft der französischen Könige, obschon sie territorial beim Deutschen Reiche verblieben. Erst Ludwig XIV. zog sie ans französische Reich im Jahre 1681; im gleichen Jahre überfiel er mitten im Frieden die Stadt Straßburg. Es ist ein verblüffendes Zusammentreffen, daß am gleichen 27. September, da dieser Ueberfall geschah, nach fast 200 Jahren, d. h. am 27. September 1870 auf dem Straßburger Münster die weiße Fahne, das Zeichen der Uebergabe, flatterte.

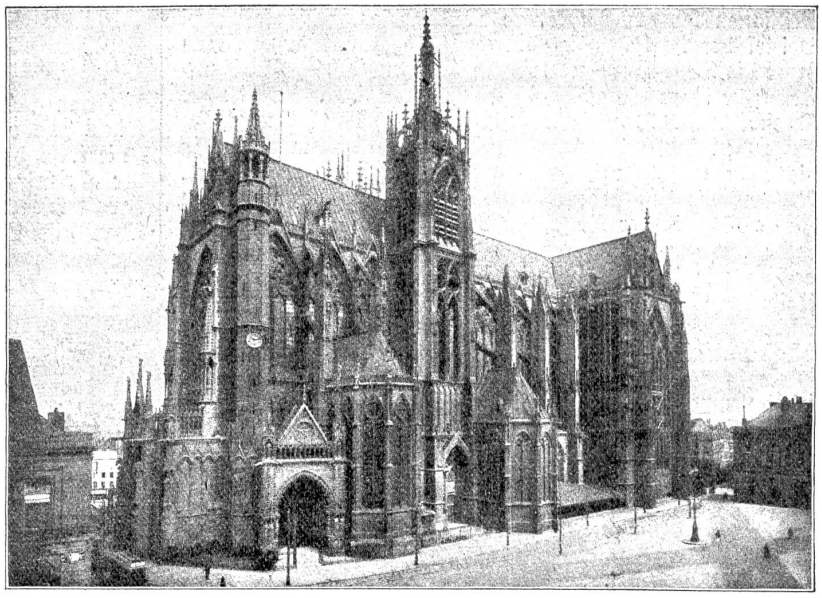
3. Kulturgeschichtlich ist zum mindesten Elsaß durchaus deutsches Gebiet bis zur französischen Revolution. Namen wie Geiler von Kaysersberg, Johann Fischart, Sebastian Brand, Johannes Tauler, Thomas Murner, Martin Schongauer, Hans Baldung und Grünewald be-

*) Wir empfehlen unsern Lesern die kurze, sehr anschauliche Broschüre von Raul Stöcklin: „Elsaß-Lothringen deutsch oder französisch?" Orell Füßli, Zürich, und die ausführliche „Wohin gehört Elsaß-Lothringen? Von einigen Elsäßern" (Vorwort von Friedrich Lienhard) aus dem Verlag Rascher & Cie, Zürich. Beide verfechten einseitig den deutschen Standpunkt. Sehr gut vertreten die gegnerische Ansicht die Aufsätze von Karl Hänggi und G. Schirmecker in „Wissen und Leben" 1917, Heft 1 und 3. Ihnen entgegnet H. Schuchard in Heft 4 der gleichen Zeitschrift.



Bauernhäuser in den Vogesen.

legen diese Tatsache genügend. Am schönsten zeugt dafür das prachtvolle gotische Münster in Straßburg, dessen Schöpfer, Erwin von Steinbach, 450 Jahre später in Goethe den kongenialen Bewunderer fand. Goethes Erlebnisse im Straßburger Freundeskreise (1770—1771) spricht Bände für die deutsche Kultur im Elsaß vor 1790. Weniger ins Gewicht fallen die Repräsentanten der elsässischen Literatur nach 1800 und der Neuzeit; mit Pfeffel, mit Friedrich Lienhard, René Schickele und Hermann Stegemann ist ihre Reihe beinahe erschöpft.



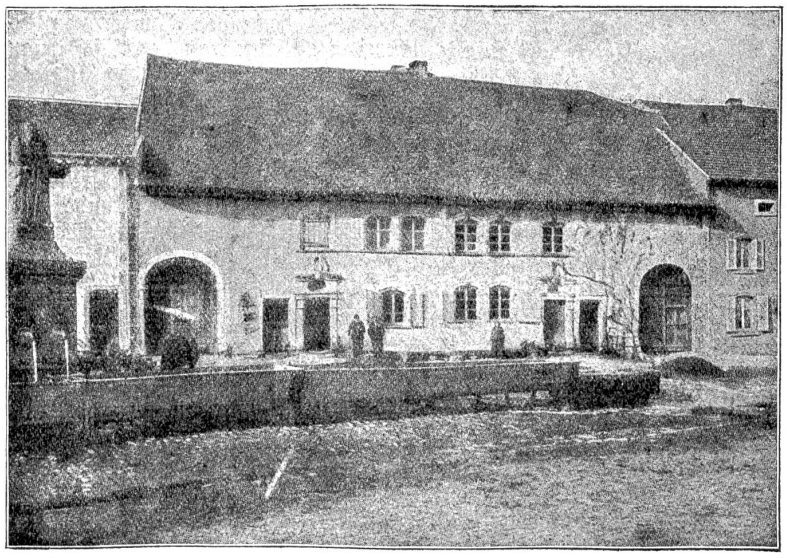
Die Kathedrale in Metz.

4. Die französische Revolution brachte dann die große Wendung in die Kulturgeschichte Elsaß-Lothringens. Ihre politischen Ideale wurden von den Bewohnern dieser Länder mit ähnlicher Begeisterung aufgenommen und innerlich verarbeitet wie von uns Schweizern. Der demokratische Geist ging ihnen in Fleisch und Blut über wie allen Völkern, die die Revolution von 1789 erlebt haben. Dieses Erleben richtete bald einmal eine hohe Scheidewand auf zwischen ihnen und den Deutschen jenseits des Rheines. Der Rhein war damals überhaupt die kulturelle Grenzscheide geworden, an der zwei politische Ideale feindlich zusammenstießen. Köln und Mainz gehörten einst zur französischen Republik und zwar nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Sympathie für Frankreich und Antipathie für Preußen traf ein heute gut deutsch Gesinnter (Hugo Schuchard, Graz, in „Wissen und Leben" 1917, 4. Heft) noch 1861 in Bonn an.

Noch heute besteht unzweifelhaft und von deutscher Seite nie geleugnet ein politischer Gegensatz zwischen Deutschland und den Reichslanden. Deutschland vermochte die beiden zurückeroberten Gebiete während 45 Jahren nicht zu assimilieren. Diese Tatsache wurde blitzlichtartig erhellt durch die berühmte Zabener Affäre im Jahre 1912 und durch den tragischen Fall des Dorfes Buxweiler im Anfang des Krieges. Eigenartig berührte die Tatsache, daß die Elsässer Kinder über 14 Jahren nicht mit ihren jüngeren Geschwistern den ihnen von der Schweiz in diesem Sommer gebotenen Ferienaufenthalt genießen durften; bei den Kindern im benachbarten Baden wurde diese Grenze nicht gezogen.

Diese Tatsachen seien hier nur konstatiert, nicht erörtert. Denn hier fängt die Polemik an, bei der uns, wie gesagt, das Mitspracherecht nicht zusteht.

5. Wie steht es um die materiellen Interessen der umstrittenen Gebiete? Wirtschaftlich ist Elsaß-Lothringen ohne Zweifel heute nach Deutschland hin orientiert; dies infolge einer 45jährigen, durch die politische Zugehörigkeit zu Groß-Deutschland bestimmte Entwicklung der Industrie und der Landwirtschaft. Diese Entwicklung vollzog sich nicht gradlinig und ohne Zwang. Die elsässische Textilindustrie zum Beispiel machte in den ersten Jahren nach 1870 schwere Krisen durch. Als Teil der französischen Textilindustrie nahm sie eine dominierende Stellung ein; sie war auf Feingarn, also auf Qualitätsarbeit eingestellt und sie vermochte sich infolgedessen auf dem Weltmarkte fast konkurrenzlos zu behaupten. Der Anschluß an Deutschland nötigte sie, zur Produktion von groben Garnen überzugehen, da ihr Frankreich ab 1872 durch Zollschranken verschlossen war. Zu dieser schmerzvollen Umgestaltung kam der Kampf mit der reichsdeutschen Garnspinnerei, der erst 1876 durch das Musterschutzgesetz gemildert wurde. Die Entwicklung der Spinnerei im Elsaß ist darum eine sehr mäßige. Die Spindelzahl stieg von 947,000 im Jahre 1869 auf 949,000 im Jahre 1900. Dagegen hat sich die Zeugdruckerei eine geachtete Stellung erstritten und ist die Wollweberei stark angewachsen. Zahlreiche Baumwollwebereien und -spinnereien haben sich in Kammgarnspinnereien verwandelt. Wenn die Franzosenfreunde sagen, die elsässische Textilindustrie mache, gemessen nach der Spindelzahl, nur 14 Prozent der gesamten deutschen Textilindustrie aus, so ist demgegenüber auf die großartige Entwicklung der französischen Textilindustrie hinzuweisen, innerhalb welcher heute das Elsaß wieder nur schwer sich zu behaupten vermöchte. Es ist natürlich denkbar, daß die französische Regierung der zurückgewonnenen Provinz die größten Vergünstigungen gewähren würde, doch sind solche Annahmen nur Hypothesen und beweisen nichts.



Zwei alte Bauernhäuser in Maxstadt (Lothringen).

In viel größerem Maßstabe hat sich die lothringische Eisenindustrie, d. h. die Erzgewinnung entwickelt. Die Förderung stieg von 684,000 Tonnen im Jahre 1872 auf 17,7

Millionen Tonnen im Jahre 1911. Dies macht fast zwei Drittel der deutschen Erzförderung überhaupt aus. Wenn heute die Deutschen den Besitz Lothringens als eine Existenzfrage für ihren Staat bezeichnen, so ist es ihnen damit ohne Zweifel ernst. Dazu kommt, daß die meisten lothringischen Erzgruben durch die neuzeitlichen Konzern-Gründungen in die Hände großdeutscher Kapitalisten übergegangen sind. Rechnen wir den bedeutungsvollen Umstand dazu, daß im Jahre 1904 in der Nähe von Mülhausen große Kali-Lager entdeckt wurden, die noch der Ausbeutung harren, so begreifen wir die Leidenschaftlichkeit, mit der von deutscher Seite der Gedanke einer Rückgabe der Reichslande abgelehnt wird. Anderseits wird uns klar, daß, wenn Frankreich um Elsaß-Lothringen willen den Weltkrieg verlängert, dies nicht aus rein idealistischen Gründen geschieht, sondern daß vielleicht Hunderttausende von jungen Menschenleben für kapitalistische Interesse hingeopfert werden sollen. Diese Interessen aber haben mit denen der Bevölkerung, um deren Wohl und Wehe es geht, nichts gemein. Wir begreifen, daß sich die Elsaß-Lothringer, einige Ausnahmen nicht gerechnet, in der Frage passiv verhalten. Der Zeitpunkt, da sie ihre Meinung über ihr eigenes Schicksal äußern können, ist eben noch nicht gekommen.

Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir Schweizer die auch für uns eminent bedeutungsvolle Frage. Wir können nicht wünschen, daß ihre Lösung durch Gewalt geschehe, und darum sind uns die Jusqu'auboutisten auf der einen Seite ebenso zuwider wie die Kraftprotzen auf der andern Seite, für die es in dieser Frage nur ein „Niemals" gibt, auch wenn es sich um die Forderungen einer mächtig daherschreitenden neuen Zeit handelt. H. B.

Der St. Andreastag (30. November).

Volkskundliche Skizze.

Die Volkskunde hat eine sehr schöne und dankbare Aufgabe, all die mehr und mehr verschwindenden Volksbräuche, die alten Wörter und originellen Redensarten, die sich auf gewisse Zeiten konzentrierenden Volkssitten festzuhalten, um sie auf diese Weise der Vergessenheit zu entreißen und einem spätern Geschlecht aufzubewahren, diesem so Kenntnis gebend vom innersten Wesen und Denken der Väter. Denn das so gesammelte Material spielt bei der Beurteilung einer Zeitperiode, eines Volkes, eine sehr wichtige Rolle. Viele schöne Bräuche also hat sie schon vor gänzlichem Untergang gerettet. Und das darf uns freuen.

Der St. Andreastag, der 30. November, hat im Leben unserer Väter eine sehr wichtige Rolle gespielt. Wir wollen im Nachstehenden versuchen, über die alten St. Andreasbräuche und über den mit dem 30. November zusammenhängenden Aberglauben ein kleines Bild zu entwerfen. Da und dort wird es aber sicher noch Leserinnen und Leser geben, die die Ausführungen durch persönliche Erlebnisse und Erzählungen ergänzen könnten.

Der Andreastag ist vor allem für alle Heiratslustigen ein wichtiger „Lostag" gewesen, an welchem man sein künftiges Geschick in bezug auf die Heirat vernehmen konnte, wenn man sich allerlei Gebräuchen und Orakeln unterwarf. Besonders für die liebebedürftigen Jungfrauen war die Mitternachtsstunde vom 29. auf den 30. November dazu angetan, die „dunklen Geschicke" zu offenbaren und gar manches Jungfräulein wird mit Leidenschaft den heiligen Andreas, den „sanctorum mitissimus" angerufen haben, damit er ihr den Ersehnten beschere. Aus dem Kanton Zürich ist uns ein drolliges Andreasgebet erhalten. Das junge, heiratslustige Mädchen bestieg abends sein Bett rückwärts und betete inbrünstig:

„Hie uf der Bettstatt sitz i,
O Andreas, i bitt di,
Zeig mer hinecht i der Nacht,
Wele Schatz mich denn biwacht;
Ist er rych, so chunnt er g'ritte,
Ist er arm, so chunnt er g'schritte."

Alsdann soll sie das Bild des Zukünftigen unter dem Tische gesehen haben. Die Andreasgebete waren überhaupt beliebt, so daß man annehmen muß, der heilige Andreas, der als besonders freundlich und mildtätig geschildert wird, habe früher die Stelle eines Gottes vertreten, der glückliche Ehen stiften, sogar Schätze verleihen könne. Die Gebete weichen, je nach den Landesgegenden, in welchen sie üblich waren, etwas voneinander ab. An einzelnen Orten war der Jungfrau vorgeschrieben, in der Mitternachtsstunde zum Andreastage sich in ihrem Zimmer einzuschließen, schweigend auszukleiden und hernach nackt, wieder schweigend, rücklings die Kammer zu wischen und beim ersten Schlag der Mitternachtsstunde zu beten:

„Heiliger Andreas, ich bitte dich,
Laß mir erscheinen
Den Liebsten mein,
Wie er geht und steht,
Wie er mit mir zur Kirche geht!"

Ein Blick in den Spiegel sollte nun das Orakel erfüllen. An einem dritten Orte lautete das Gebet:

„Andreas, ich bitt' dich,
Brotbrett, ich tritt dich,
Gib mir doch in myn Sinn,
Wer mein allerliebster Schatz möcht syn."

Aber noch ganz andere Orakelgebräuche führten zum ersehnten Ziel: zur Offenbarung des Allerliebsten. Im Emmental war das sogenannte „Schübelladewische" ein beliebter Volksbrauch. Der Brauch soll heute noch von besonders stark liebenden Mädchen heimlich angewendet werden. Die Schübellade trifft man noch vielerorts in alten Bauernhäusern. Es ist dies ein Laden zum Schieben, ungefähr einen halben Meter breit und einen Meter lang, ein Brett zum Verschieben, um Blumentöpfe darauf stellen zu können. Das Brett findet sich im ersten Stockwerk. Das junge Mädchen nun mußte in der Andreasnacht dieses Brett schweigend und sorgfältig abwischen, um sich nachher sofort ins Bett zu begeben. Und in den süßen Träumen der Nacht spielte das Bild des Zukünftigen die Hauptrolle. Mochten die älteren Leute über den Brauch auch lachen und spotten, die jungen Mädchen waren felsenfest von dieser untrüglichen Orakelmöglichkeit überzeugt und das war ja schließlich die Hauptsache. Anderwärts mußte das orakelnde Mädchen nach dem Putzen des Schübelladens den Tisch decken, worauf es im Geiste beim obersten Gedeck den Herzallerliebsten bemerkte. Feurig liebenden Jungfrauen hat die rege Phantasie sicher den Richtigen an den Tisch gezaubert, das Mädchen damit von der Heiligkeit der Andreasbräuche überzeugend.

An vielen Orten kehrte das junge Mädchen am St. Andreastag rückwärts laufend die Stube, blickte nachher sofort in den Spiegel, der ihm den Liebsten offenbarte. Oder es trug, nachdem es zur Mitternachtsstunde nackt Stube oder Küche gekehrt hatte, den Kehricht, rückwärts laufend, hinaus und konnte dabei seinen zukünftigen Eheherrn erblicken. Verbreitet war auch der Glaube, daß es ledig sterbe, wenn es statt des Liebsten hinter einem Baum einen Sarg erblicke.

Häufig angewandt wurden auch das Bleigießen, wie wir es auch aus der Silvesternacht kennen, und das Eiweißschlagen. Aus der Form des Bleies oder des Eiweißes wollte man den Liebsten erkennen. Aehnlich ist das Herausziehen eines „Scheites" aus der Holzbeige. Dies wurde von Jünglingen und Jungfrauen praktiziert. Die Form des „Scheites" deutete auf die Gestalt des Liebsten oder der Liebsten hin. War es schlank, wohlgeformt, so war es der oder die Liebste auch, war es dick, so wurde dies ent-